

L01034 Arthur Schnitzler an Georg Brandes, 3. 5. 1900

„Mein lieber und verehrter Herr Brandes,

schon vor einigen Tagen las ich in einer Zeitung, daß Sie sich wieder leidend befinden und in ein Sanatorium gegangen wären; aber nach dem ganzen Tun u auch nach der Schrift Ihres Briefes scheint mir, daß die Krankheit diesmal leichter auftritt als die ersten Male, und hoffentlich stehen Sie bald wieder auf und sind endlich ganz gesund. Es ist gewiß ein gutes Zeichen, wenn Recidive in abgeschwächter Form auftreten; ich wünsche von Herzen, daß es das letzte ist. – Sehr bedauert hab ich daß ich in Abbazia Ihren Abgabebrief fand nicht Sie selbst. Ich habe auf der dalmatinischen Reise meist schlechtes Wetter gehabt; nur in Ragusa zwei sonnige Tage; überdies gerieth ich anfangs in einen Balneologencongreß, dessen Mitglieder Schiffe und Hotels füllten, von denen ich auch manche persönlich kannte, es war ziemlich unangenehm. Unter solchen Halbbekannten sein ist die schlimmste Form – der Einsamkeit, nicht der Geselligkeit. Von Abbazia aus, wo es ununterbrochen regnete, flüchtete ich bald nach Hause. Das schönste was ich mitbrachte, ist die Erinnerung an die Trümmer von Salona, ich kann gar nicht verstehen, warum man da nicht immer und immer weitergräbt; die Erde wegkratzen und die Vergangenheit finden – wie kommt es, daß darüber noch keiner wahnfinig geworden ist? –

Auch die albernen Angriffe gegen Sie wegen Ihrer Budapester Einleitung habe ich gelesen. Es ist ja wirklich gar nicht ernsthaft darüber zu reden. Und doch scheint es, kann man die Empfindlichkeit gegenüber dem dümmsten, wenn es nur einmal gedruckt ist, nicht ganz verlieren. Ich erinnere mich, wie ich seinerzeit mit einigem Staunen im Briefwechsel von Goethe und Schiller Denkmäler ihres Aergers über die wichtigsten Scribenten antraf. Seither staune ich aber nicht mehr, wenn ich sehe, wie sich zuweilen die Klügsten über die Thörichtesten ärgern. Die Philosophie hilft wohl gegen die Todesangst, aber nicht gegen Flohstiche.

Daß Sie auch mir für Wien danken, ist zu liebenswürdig; ich fühle, daß ich Ihnen, besonders diesmal, nicht viel sein konnte. Im Anfang waren diese langweiligen Zahn geschichten; und dann liegen die Schatten von jenem traurigen Ereignis oft, und nun gar in diesen Frühlingstagen schwer auf meiner Seele. Dazu kommen noch mancherlei zum Theil nervöse Dinge (aber nur zum Theil), über die ich nicht gern rede, hauptsächlich ein quälendes Ohrensausen, an dem ich nun seit drei einhalb Jahren ununterbrochen leide, mit beginnender Verschlechterung des Gehörs – das macht mich natürlich auch nicht viel froher. Immerhin arbeite ich seit einiger Zeit mehr als je und mit einer Empfindung – wenigstens zuweilen – von innerer Fülle wie niemals früher. Ich bin jetzt daran eine Novelle zu dictiren, die vor ein paar Wochen beendet wurde, schreibe jetzt einige kleinere und möchte im Sommer eine Komödie schreiben. Der Schleier der BEATRICE wird wahrscheinlich im <sup>^Sommer</sup>Herbst an der Burg aufgeführt; wo ich aber mit den neuen Sachen hin soll die ich im Kopf habe weiß ich nicht recht. Es wird nemlich kaum möglich sein in der nächsten Zeit etwas wienerisches zu schreiben, in das nicht die antifemitische Frage hineinspielt – und meine Art darüber zu den-

ken wird weder den Chriſten noch den Juden recht fein. – Das neue Buch von BOURGET keñ ich nicht, habe ſchon lange nicht von ihm geſehen; auch das Reife-  
 45 werk von LANCKORONSKY iſt mir noch unbekannt. Ich leſe jetzt – denken Sie! zum erſten Mal – weñ ich von einer Jugendbearbeitung abſehe – den DON QUIXOTE; dañ ein vorzügliches Buch über DANTE von FEDERN, demſelben, der den EMERSON trefflich überſetzt hat. GIBBON begleitet mich bereits längere Zeit.

Seit das Wetter ſchön iſt, radl ich auch manchmal aufs Land, und für den Som-  
 50 mer hab ich größere Touren auf dem Rad vor. Vielleicht entſchließen Sie ſich einmal, in der heißen Zeit ins Gebirge zu gehen; ich habe mich ſchon darauf gefreut, einmal mit Ihnen im Freien zu ſein, außerhalb von Stadt und Mauern herumzupaziren. Vielleicht läßt es ſich gar machen, dñ Sie, Goldmann und Beer Hofmañ u ich irgendwo zufammentreffen, fern von allen Zeitungen – und am  
 55 Ende auch von aller »Literatur«. –

Jedenfalls hoff ich Sie ſagen mir bald wieder ein Wort, wies Ihnen geht. Es iſt eine meiner wirklichen Freuden, daß Sie meiner mit Sympathie gedenken. Ich grüße Sie herzlich.

Ihr

Arthur Schnitzler

60 Wien, 3. 5. 900.

© Kopenhagen, Det Kongelige Bibliotek, Georg Brandes Arkiv, box 125.

Brief, 3 Blätter, 10 Seiten, 4265 Zeichen

Handschrift: ſchwarze Tinte, deutſche Kurrent

Ordnung: auf der erſten Seite von unbekannter Hand mit Bleistift nummeriert: »20. SCHNITZLER« und datiert: »3/5 00«, die Datierung jeweils auf den erſten Seiten der weiteren Blätter mit Bleistift wiederholt, diesmal in Verbindung mit einem vorangestellten »?«

☞ 1) Georg Brandes, Arthur Schnitzler: *Ein Briefwechsel*. Bern: Francke 1956, S. 81–83.

2) Arthur Schnitzler: *Briefe 1875–1912*. Frankfurt am Main: S. Fischer 1981, S. 382–384.

2–3 *leidend ... Sanatorium*] Vermutlich bezieht Schnitzler ſich auf dieſe Meldung: [O. V.]: *Personal-Nachrichten*. [Dr. Georg Brandes]. In: *Neue Freie Preſſe*, Nr. 12.811, 24. 4. 1900, S. 6: »Dr. Georg Brandes■, deſſen rheumatiſches Leiden wieder heftiger aufgetreten iſt, hat ſich, um eine ſo ſachverſtändige und ſorgfältige Behandlung als möglich zu finden, in das Commune-Hospital in Kopenhagen begeben. Sein Zuſtand gibt nicht zu Beſorgniſſen Anlaß.«

6 *Recidive*] Rückfall

10 *Balneologen*] Balneologie: die Lehre von den Heilbädern

19 *Budapeſter Einleitung*] Möglicherweise bezieht ſich Schnitzler auf dieſe Meldung: [O. V.]: *Ein recht ungezogener Menſch*. In: *Arbeiter-Zeitung*, Nr. 103, 15. 4. 1900, S. 6–7, hier S. 6: »Ein recht ungezogener Menſch ſcheint Herr Georg Brandes■, der dänische Literaturkritiker, zu ſein. Er hielt am letzten deſ vorigen Monats in einem Budapeſter Klub einen Vortrag über Ibsen. Da Herr Brandes nicht ungarisch ſpricht, die Budapeſter aber wenig dänisch verſtehen, ſo ſprach Herr Brandes – natürlich deutſch■. Er begann nun ſeine Rede mit folgenden Worten: »Meine Damen und Herren! Die Sprache, in der ich zu ihnen rede, iſt nicht die ihrige, und ſie iſt auch nicht die meine. Ich geſtehe, daß■ ich■ die■ deutſche■ Sprache■ nicht■ ſehr■ liebe■; wie ich weiß, iſt ſie auch■ bei■ ihnen■ nicht■ ſehr■ beliebt■. Allein dieſes einmal muß ich mich ihrer dennoch bedienen, denn ſchließlich iſt es doch die Hauptsache, daß wir einander verſtehen. Ich habe das Deut-

sche erst in meinem 30. Lebensjahr gelernt, und obwohl ich es vollkommen beherrsche, so ist doch meine Aussprache mangelhaft. Deshalb ist es keine Phrase, wenn ich um Nachsicht bitte.« Man braucht nicht viel Worte zu machen, um zu sagen, was das ist, dessen sich Herr Brandes hier schuldig gemacht hat: eine Unanständigkeit. Niemand hat weniger Anlaß, über das deutsche Volk Klage zu führen, wie Herr Brandes, der in deutschen Schriftstellerkreisen stets mit der größten Unbefangenheit und mit warmem Wohlwollen aufgenommen worden ist. Es ist also eine Unziemlichkeit sehr arger Art, wenn Herr Brandes, der kurz vorher in Wien der deutschen Sprache so große Komplimente gemacht hat, den deutschfresserischen Instinkten der Budapester Clique so niedrige Konzessionen bereitet.«